Arnold Ott und seine Beziehungen zu Keller, Widmann und Spitteler

Autor(en): **Haug, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-749903

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ARNOLD OTT UND SEINE BEZIEHUNGEN ZU KELLER, WIDMANN UND SPITTELER

Auf unser Ersuchen hin hat Herr Prof. Eduard Haug uns aus seiner demnächst vollendeten Ott-Biographie folgende Abschnitte gütig zur Verfügung gestellt. In einem Brief an seinen Freund Neukomm in Zürich schreibt Ott aus Luzern über Gottfried Keller:

„Der Mann ist offenbar ein wahrer Dichter und mehr wert, als ein Dutzend der zahmen Zimmersänger, die den deutschen Fürsten die täglichen Brosamen aus der huldreichen Hand fressen. — Wenn du Keller wiedersiehst, so drücke ihm meine Hochachtung aus." Bald darauf, im Frühjahr 1879, lernte Ott den Dichter persönlich kennen, wobei er sich auf seine originelle Weise bei ihm einführte. Otts Freund, der Augenarzt Dr. E. Ritzmann, hatte sich erboten, ihm die Bekanntschaft zu vermitteln. Sie gingen in die „Meise", wo Keller gewöhnlich seinen Abendschoppen trank, und fanden ihn, wie er eben still für sich einen Cervelat verzehrte. Sie traten zu ihm, und Ritzmann sagte: „Herr Keller, ich stelle Ihnen da meinen Freund Dr. Ott vor." Keller sah nicht auf und rührte sich nicht. Da sagte Ritzmann nochmals mit lauter Stimme: „Herr Keller, ich möchte Ihnen meinen Freund Dr. Ott vorstellen." Der Dichter ließ sich aber nicht im geringsten in seiner Beschäftigung stören und gönnte den beiden keinen Blick. Plötzlich trat Ott vor ihn hin und rief: „Herr Keller, ich begrüße Sie als den ersten schweizerischen Zivilstandsbeamten!" (Es war kurz nach der Einführung des Zivilstandsgesetzes.) Nun schaute Keller erstaunt auf und fragte: „Was ist denn das?" „Ja", erwiderte Ott, „Sie haben zum erstenmal ein Ehepärchen ohne Pfarrer auf dem Heu zusammengebracht!" Da sprang Keller auf, schüttelte Ott kräftig die Hand und sagte: „Sie sind en ewige Hagel!" Hierauf unterhielten sie sich aufs beste, wobei G. Keller Ott auch seine Zustimmung zu seinem „Offenen Briefe" über die Todesstrafe aussprach. Sowohl bei dieser ersten Zusammenkunft, wie bei einer verabredeten zweiten beim Bier im „Strohhof" ging es ohne Explosionen der beiden so explosionsgefährlichen Männer ab. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter hatte Ott noch mehr für diesen und

seine Werke begeistert. Überall suchte er für ihn Propaganda zu machen. — —

Der nachstehende zum erstenmal veröffentlichte Brief Gottfried Kellers ist die Antwort auf Otts Zusendung seines *Konradin*, über den Ott das Urteil Kellers haben wollte. Ott war vorerst natürlich gekränkt, doch fasste er sich auf Zusprechen Neukomms bald wieder, zumal er es kurz darauf zuwege brachte, dass Keller die Widmung des *Konradin* annahm.

„Zürich, 4. Februar 1888.

Hochgeehrter Herr! Ihr Trauerspiel *Konradin* ist s. Z. richtig in meine Hände gekommen; ebenso Ihr Brief und die folgenden Postkarten. Leider konnte ich wegen beständigem, mit der Witterung zusammenhängendem Unwohlsein das Drama bis jetzt nur zum Teil lesen. Schlimmer ist jedoch der Umstand, dass ich das Richteramt, mit dem Sie mich beehren, zu meinem Bedauern nicht übernehmen darf. Laut Ihrem geehrten Schreiben verbinden Sie mit Ihrer Dichtung die Absicht, ein Drama zu liefern, welches der Bühnenwirkung und ihren Erfordernissen im vollsten Sinne des Wortes gerecht wird. Ich aber besitze so wenig von der sogenannten Bühnenkenntnis und -erfahrung, dass mir geradezu alles fehlt, um zu einem sichern Urteil zu kommen, zumal in einer Zeit, wo die Hetzpeitsche des Regisseurs alles und die Poesie fast nichts gilt.

Halten Sie es mir daher zu gut, geehrtester Herr! wenn ich das Manuskript morgen wieder der Post übergebe, und empfangen Sie mit bestem Dank für das erwiesene Vertrauen die Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Ihr Gottfr. Keller."

— — Es war bereits die Rede von Otts Versuchen, zu G. Keller in ein näheres Verhältnis zu treten. Schon schien es, als ob diese doch schließlich Erfolg haben sollten, als eine Katastrophe den jähen Abschluss brachte. Im September 1888 hatte Keller auf eine Anfrage Otts, ob er ihn besuchen dürfe, ohne lästig zu fallen, entgegenkommend geantwortet: wenn er ihn mit seinem freundlichen Besuch beehren wolle, so stehe er die ganze Woche noch zu Diensten, würde aber bitten, nachmittags zu kommen, da er morgens wegen rheumatischen Zuständen spät auf die Beine komme. Der Besuch wurde ausgeführt und ver-

lief für Ott sehr befriedigend. „Am Samstag", berichtete er seiner Frau hierüber, „guter Empfang und freundliche, interessante Unterhaltung mit G. Keller. Er nimmt die Widmung meines *Konradin* an." Im Juni 1889 wiederholte Ott seinen Besuch. Er nahm zwei seiner Buben mit und ließ diese vor Kellers Türe des Dichters „O mein Heimatland, o mein Vaterland" singen. Keller war ob dieser Begrüßung erst verlegen und wusste nicht recht, wie er sich mit den Knaben abfinden sollte. Dann aber unterhielt er sich aufs eingehendste und gemütlichste mit Ott selbst, der mehr als je für den Dichter begeistert wurde: „Mit zwei Knaben war ich in Zürich bei Gottfried Keller auf Besuch und setzte mich mit ihm aufs gemütlichste und eingehendste auseinander. Er ist dem *Konradin* viel geneigter, als man nach dem bewussten Briefe erwarten konnte, und nimmt eine Widmung desselben an. — Ich werde ihn am 19. Juli wieder besuchen, um ihm zu seinem 70. Geburtstag persönlich Glück zu wünschen. Der herrliche Mann hat mir manche trübsinnige Stunde erheitert mit seinem phantasievollen Humor. In allen Landen möchte ich für ihn die Werbetrommel rühren. Abonniere doch auf die neue Ausgabe seiner gesammelten Werke! Vielleicht bringt man das Meininger Herzogspaar dazu, dass sie ein Dutzend Exemplare bestellen und ihn in Zürich besuchen. Schon letzten Winter machte ich dort Propaganda für ihn." Zum 70. sandte er eine warm empfundene schriftliche Gratulation:

„Luzern, 18. Juli 89.

Dem verehrten Mann, dem seelenkundigen Bildner des Volks, der Kinder und der Frauen, dem herrlichen Sänger die herzlichsten Glückwünsche zum siebenzigsten Geburtstage!

Lang noch wandle auf dem Abendfeld,
Deinem steigenden Gestirn gesellt,
Tief noch trinke, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!

Nehmen Sie meine Huldigungen in Ihren eigenen Worten an; ich finde keine bessern!

Ihr aufrichtiger Verehrer Dr. Ott."

Im *Tagblatt für den Kanton Schaffhausen* machte er sich auch zum Sprecher seiner engeren Heimat: „Gottfried Keller,

dem verehrten schlichten Mann, dem tiefen Kenner der Volksseele, dem sinnigen Sänger, dem humor- und phantasievollen Erzähler, dem Bildner des Volkes, dem wahrsten lebenden Dichter deutscher Zunge, dem geistigen Vermittler zwischen Deutschland und der Schweiz, unsere herzlichen Glückwünsche zum siebenzigsten Geburtstag. O." Am 19. Juli aber machte er sich selbst auf, um dem in der Stille auf Seelisberg weilenden Jubilar noch persönlich seine Verehrung zu bezeugen. Und das war zu viel des Guten. Die beiden Dichter waren damals in völlig verschiedener Stimmung: Ott durch seinen Meininger Erfolg und den Besuch und das Vertrauen des Herzogs in gehobenster Stimmung und selbstbewusster als je, voll Schaffenslust und Schaffenskraft auf dem Gebiete des Dramas: G. Keller aber auf der Flucht vor dem Festrummel, gedrückt von den Beschwerden des Alters, müde und krank, mit ausgeträumtem Dramatikertraum, der ihm auch einmal eine *Agnes Bernauer* vorgespiegelt hatte, in unguter Stimmung. Da musste es bei den beiden immer ausbruchsbereiten vulkanischen Naturen eine Katastrophe geben. Kaum waren sie ein paar Minuten beieinander gewesen, als die beiden Knaben Otts, die er mitgenommen hatte und die vor dem Hause auf ihn warteten, plötzlich den Vater schimpfend und polternd, die Türe hinter sich zuschmetternd, herausrennen und davonlaufen sahen, während Keller zum Fenster heraus ihm nachschimpfte. Ott erzählte nachher, Keller sei griesgrämig gewesen und habe an seinen Dramen herumgenörgelt. Schließlich habe er, Ott, die Geduld verloren und bissig bemerkt: „Herr Keller, Sie sind nur wild, weil *Sie* kein Drama zustandebringen!" Darauf sei Keller aufgebraust und habe ihm ins Gesicht geworfen, es sei leicht zu Ehren zu kommen, wenn man ein Fürstenknecht sei. — Beide Dichter vergaßen für einen Moment die Achtung, die sie vor einander hatten, beide verloren eben im Jähzorn alles Maß. Ott bereute übrigens sofort, dass er „den armen Keller an seinem Geburtstag so geärgert hatte," und schrieb ihm einen Entschuldigungsbrief, den jener annahm. Aber das Renkontre auf Seelisberg blieb ihre letzte Zusammenkunft. —

Mit dem andern großen Schweizerdichter jener Zeit, mit C. F. Meyer, dessen Novelle *Der Heilige* Ott besonders lieb

war und den er als einen Meister des Liedes verehrte, kam es gar nicht zu persönlichen Beziehungen. Wohl hatte Ott auch ihm seine beiden Erstlinge im Manuskript zugesandt; aber Betsy Meyer schickte sie zurück mit dem Bemerken, ihr Bruder habe keine Zeit, solche Sachen zu lesen. —

Nur langsam und nur unter beständiger und geschickter Vermittlung J. V. Widmanns kam Ott in ein Verhältnis zu dem fünf Jahre jüngeren Carl Spitteler, der damals erst sich emporzuringen begann. Ihr erstes Aufeinandertreffen im Herbst 1889 war ein Zusammenstoß. Spitteler hatte in den *Basler Nachrichten*, ohne mit seinem Namen zu zeichnen, *Agnes Bernauer* scharf kritisiert. Ott vermutete erst den Redaktor Stephan Born dahinter, erfuhr dann aber von Widmann, dass Spitteler der Verfasser war. Sofort schickte er dem unbequemen Rezensenten eine längere Epistel mit Zurückweisung einiger seiner Bemerkungen. Der Brief ging durch die Hände Borns, der Ott mitteilte, Spitteler habe sich in der Bücherkritik bewährt, sei aber in diesem Fall in seinen Aussetzungen und Bedenken zu weit gegangen. Eine gute Aufführung der Tragödie dürfte ergeben, dass der Verfasser nicht nur ein guter Schriftsteller, sondern auch ein Dramatiker sei. Dies begütigte Ott, und er schrieb Widmann, die Bedenken Spittelers hätten ihn nicht verletzt, da sie aus Überzeugung geflossen seien. Die erste Lektüre der Tandem-Werke Spittelers war für Ott eine „unerquickliche". Widmann, der unablässig bemüht war, Spitteler und Ott für einander zu interessieren, hatte sie ihm zugestellt. Widmann glaubte nämlich, dass sich mit der Zeit durch nähere Bekanntschaft des einen mit dem dichterischen Schaffen des andern und durch persönlichen Verkehr ihre Naturen ausgleichen würden und dass sie dann einander viel werden könnten. Es ist interessant, aus den Briefen Widmanns zu ersehen, wie fein und diplomatisch klug er unablässig bemüht war, Ott an Spitteler und seine Werke heranzubringen. Und in der Tat, es gelang ihm, Ott zum Lesen der Werke und zum Versuch eines Verkehrs mit Spitteler zu bringen. Als er Ott die *Extramundana* zugesandt hatte, schrieb ihm dieser nach teilweiser Lektüre des Buches am 26. April 1890: „Ein singularer Kerl, dieser Tandem! Singular, aber nicht im Sinne unseres Wolf-

gang, der stark war, weil er auf Erden blieb. Schon der Titel seines Werkes verurteilt diesen extramundanen Kauz, und der Inhalt vollstreckt die Hinrichtung. Ich habe, offen gestanden, noch selten etwas Unerquicklicheres gelesen, selten etwas, worin das Wollen an dem Vollbringen kläglicher scheiterte und umgekehrt, selten einen Autor gefunden, der die Gesetze des dichterischen, ja des geistigen Schaffens überhaupt, gründlicher verkennte und missachtete. *Einen* festen Punkt verlangte Archimedes zum mechanischen Wirken. Dies ist die Forderung eines Naturgesetzes, das auch für die geistige Welt gilt. Aber in Spittelers Produkt geschieht alles nach dem berüchtigten Kanonenrezept: Man nimmt ein Loch und gießt Metall darum; da ist alles nur *auf* Luft und *aus* Luft gebaut, alles Willkür. Spitteler irrt sehr, wenn er glaubt, einen selbsterfundenen Mythus als Kern benützen zu können. Der Mythus muss gegeben, in Geschichte, Religion oder allgemein gültiger Naturanschauung begründet und von Jugend auf wenigstens in die Anschauung, wenn auch nicht in den Glauben übergegangen sein, um das Knochengerüst einer Dichtung abzugeben. Wenn nun gar der Mythus so vag ist, wie bei Spittelers verlorenem Sohn, so ist er nicht bloß ein Loch, sondern ein luftleeres Loch, und es dürfte auch dem größten Gießkünstler schwer werden, eine Kanone daraus zu formen. Der Kern seines Mythus ist so dünn, dass der Verfasser selbst ihn fortwährend aus Hand und Augen verliert und damit die Beziehungen seiner Personen zu ihm. Seine Gestalten führen darum ein wahres Amphibienleben, bald im frostigen Äther der Abstraktion, bald im trüben Sumpf einer bedingten Halbwirklichkeit. Bald atmen sie durch Kiemen, bald durch Lungen. Jetzt wollen sie Symbole, gleich darauf Fleisch- und Blutwesen darstellen. So erfüllen sie *keinen* Zweck, und man bekommt von allem den Eindruck einer weder durch Verstand geordneten noch durch die Phantasie belebten Schöpfung, sondern eines Chaos von Atomen, aus denen noch alles werden kann, falls das richtige Wort gesprochen wird, das aber nie kommt, um sein Licht zu spenden. Denn die Erklärung am Schluss ist womöglich noch abstruser, als die Dichtung selbst. Mein Urteil gründet sich allerdings nur auf die Lektüre eines Teils des

Buchs. Es weiter zu lesen, bringe ich nicht über mich. Ich bin gewohnt, offen die Wahrheit zu sagen, auch auf die Gefahr hin, mein Urteil als Repressalie gegen Spitteler gedeutet zu sehen, was aber *Sie* gewiss nicht tun, nachdem Sie mich kennen gelernt. Übrigens trifft ja mein Tadel den jetzigen Spitteler nicht mehr, der seine chaotische Lebensperiode hinter sich hat und zu festern Gebilden fortgeschritten ist, an welchen ich mich freuen zu können hoffe, wenn ich sie von Ihnen erhalte. Noch mehr freilich freue ich mich auf die Lektüre des *Hafis* und Ihres *Mose*."

Klug vermittelnd, antwortete darauf Widmann: „Denken Sie von mir ein bisschen schlechter und von Tandem ein bisschen besser, und Sie kommen der Wahrheit näher!" — — —

Das Verhältnis, das sich unter all diesen Einwirkungen schließlich zwischen Ott und Spitteler ergab, kann man kaum ein freundschaftliches nennen, obwohl Spitteler bis zuletzt sich zu den „Freunden" Otts rechnete. Es war mehr ein Verhältnis gegenseitiger Wertschätzung und Hochachtung — auf Distanz. Das Wesen der beiden Männer, als Menschen wie als Dichter, war zu verschieden, als dass sich zwischen ihnen ein regelmäßiger, herzlicher Verkehr hätte gestalten können. Spittelers reservierte, vornehme Haltung und Otts draufgängerische, formlose Art waren ebenso große Gegensätze wie Otts elementares, stürmisches Schaffen und Spittelers tiefdurchdachtes, vom stärksten ästhetischen Gefühl geleitetes Produzieren. Ott selbst spricht einmal von dem „Grobschmied Ott" gegenüber dem „Goldschmied Tandem". So erkannte zwar jeder den großen Wert des andern, ohne sich aber eigentlich für ihn erwärmen zu können. Das formelle, fein-aristokratische Benehmen Spittelers war Ott unausstehlich, und die Rücksichtslosigkeiten Otts waren für Spitteler eine Qual. Daher wichen sie einander tunlichst aus, um das Gefühl der Hochachtung voreinander nicht zu stören. Dabei war Spitteler immer durchaus feinfühlend und von im besten Sinn vornehmer Gesinnung und Handlungsweise, wie er auch an der Krankheit des Dichters den lebhaftesten, auch tätigen Anteil nahm. Dass er viel von dem *Dichter* Ott hielt und dass er auch das Wesen des *Menschen* Ott zu begreifen versuchte, bezeugen die wohlabgewogenen Worte

seines Kondolenzschreibens beim Tode des Dichters, das später im Wortlaut folgen wird. Schon 1905 erinnerte er den kranken Dichter „an die tröstliche Wahrheit, dass Sie in Ihrem Leben etwas Rechtes geleistet haben und verdientes Ansehen in unserer Literatur genießen, ein Ansehen, das nicht untergehen wird, sondern sich von Jahr zu Jahr steigern wird, denn es sind echte Leistungen da, die Ihnen Ehre und andern Freude bringen." Und bei der Luzerner Feier seines 70. Geburtstages drängte es Spitteler, vor den Versammelten den Geist des verstorbenen Freundes und Kollegen aufleben zu lassen und sie zu mahnen, ihn und sein Werk nicht zu vergessen. Es sind überaus pietätvolle Worte und aus diesem Munde bei diesem Anlass ein ganz besonderes Ehrenzeugnis für den *Dichter* Ott: „Wenn ein Soldat durch den Kugelregen glücklich auf eine feindliche Schanze gekommen ist, so sieht er nicht zuerst nach den Ehren aus, die ihm werden sollen zum Lohn, sondern das erste, was er tut, ist, dass er sich auf die Gefallenen besinnt, die nicht das Glück hatten, die Schanze zu erreichen. Ich gedenke eines Mannes, der nicht so glücklich war, wie ich, eines andern Luzerner Dichters: *Arnold Otts*. Mit tiefer Ergriffenheit denke ich an seine Bedeutung, seine Schöpfungen. Er ist dahingegangen wenige Wochen vor seinem 70. Geburtstage, wo ihm die Eidgenossenschaft in Luzern den Dank feierlich abstatten wollte. Seit seinem Ende ist Stille über seinem Grabe. *Diese Stille empfinde ich als ein Unrecht*. Es sei mir deshalb erlaubt, an ihn zu erinnern. Seine Lyrik spricht mir ins Herz, seine Dramen haben ganz bedeutende Eigenschaften, und in sprachlicher Beziehung kommen ihm wenige gleich." Ott aber nannte Spitteler einen „lieben, edlen Menschen", dem er gemütlich nahebleibe, und pflegte von dem Dichter Spitteler zu sagen, er sei „ein ganzer Kerl", was ihn freilich nicht hinderte, fast im selben Augenblick seinem Namen eine Form zu geben, die deutlich verriet, wie wesensfremd ihm im Grund Spittelers Art poetischen Schaffens und sein menschliches Wesen waren und wie wenig er imstande war, selbst Männern gegenüber, die er hochschätzen musste, seine böse Zunge zu zügeln. —

Am wertvollsten für Ott waren die literarischen Beziehungen, die ihm sein erstes gedrucktes Drama zu J. V. Widmann

brachte. Sie wuchsen sich bald zu einer wirklichen Freundschaft aus, die erst in heller, heißer Lohe brannte, bis Otts Unart die Flamme niederschlug und Widmanns zwar begreifliches, aber doch nicht ganz einwandfreies Verhalten sie scheinbar erstickte, die dann aber doch noch unter der Asche im Herzen der beiden Männer fortglühte, bis sie in den allerletzten Jahren Otts noch einmal in einem milden versöhnenden Licht aufleuchtete. –

Der Wunsch, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen und so die so schön begonnene Freundschaft zu besiegeln, brannte im Herzen Otts wie Widmanns. Ende März 1890 fuhr Widmann nach Italien. „Auf der Rückreise" schrieb er vorher an Ott, „würde ich doch herzlich gern den Mann persönlich sehen, der so viel Wohlwollen und Liebenswürdigkeit beweist meiner ununterzeichneten Wenigkeit." Ende April fand die erste persönliche Begegnung in Luzern statt. Nach seiner Art gestaltete sie Ott dramatisch, machte mit übermütiger Freude eine Art Satyrspiel daraus. Damit sie sich schon am Bahnhof fänden, schlug er dem Freunde vor, jeder solle als Erkennungszeichen eine weiße Rose ins Knopfloch stecken, ein Vorschlag, den er ihm mache, damit er sehe, dass die Rosenbrüder eben seine wohlgefällige Lektüre gebildet hätten. Als demgemäß Widmann am Luzerner Bahnhof nach dem neuen Rosenbruder suchte, war weit und breit kein rosengeschmückter Ott zu sehen. Als aber dann Widmann über die alte gedeckte Reußbrücke ging, überfiel ihn jener plötzlich, ohne Rose, aber ihm einen leichten Stoß in die Magengegend versetzend mit der liebevollen Bemerkung: „Haben Sie wirklich gemeint, ich mache eine solche Rosenmaskerade mit?" Doch fügte er artiger Weise bei, der Bahnhof sei ihm für eine so liebe erste Begegnung zu nüchtern gewesen, und so habe er dafür die ihm passender erscheinende Reußbrücke ausgewählt. Übrigens sei es für ihn nötig, ein paar Berge und Täler hinter sich zu bringen; denn in der Vorfreude des Besuches habe er sich einiges zu schulden kommen lassen. Sie wollten nur noch rasch zusammen Frau und Kinder begrüßen. Der Besuch währte einige Stunden, und Widmann sprach, als er später im Kreise seiner Familie von diesen seinen Erlebnissen erzählte, mit großer Verehrung und Bewunderung

von der feinen, verständnisvollen Frau Otts, von der er sah, wie sie den wilden Berserker so gut zu nehmen und auch zu ertragen verstand.

Am Abend fuhren dann die beiden nach Brunnen und stiegen im Waldstätterhof ab. Unterwegs gestand Ott dem Freunde Schuld und Grund seiner Flucht aus Luzern. Um seiner Festfreude in Erwartung des Freundes keinen Eintrag zu tun, hatte er sich in seinem Wartezimmer, das von Patienten ziemlich besetzt war, ans Klavier gesetzt und ein Mozartsches Rondo zu spielen begonnen. Als ihm einer der Wartenden zu sagen wagte, er müsse wegen eines Gehörleidens untersucht werden, meinte Ott, er solle nur zuhören, diese Musik sei ja ein Ohrenschmaus. Nach dem Rondo kam ein Andante, dann ein Adagio, bis der Patient ihn zum zweitenmal unterbrach: seine Zeit sei bald um, er müsse noch mit der Bahn heimfahren. Da brach Ott los: Ob er Herr und Meister sei in seinem Haus oder ob er ein Sklave seiner Patienten sei? Er könne in seinem Wartezimmer Klavier spielen, solang er wolle und wann er wolle. Hierauf ein Wortwechsel, eine dem Patienten verabreichte Ohrfeige, allgemeiner Tumult. Ott stürzt ins Nebenzimmer, erscheint wieder, wild mit einem Stocke fuchtelnd, und treibt sämtliche Anwesende ohne Unterschied auf die Straße. Kein Wunder, dass die Frau Doktor mit einer mehrtägigen Reise ihres Mannes sehr einverstanden war, um während seiner Abwesenheit die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Widmann fügte, als er dies erzählte, bei, es sei ihm schon nach der seltsamen Begrüßung, dann aber gar bei dieser Schilderung klar geworden, dass er an einen Mann von unheimlichem Temperament geraten sei, und es sei ein gewisses Gefühl der Abhängigkeit über ihn gekommen. In der Tat verfügte Widmann, der doch selber gerne ein freies, selbstsicheres Auftreten hatte, in Otts Gegenwart nicht mehr über sein ganzes Selbstbestimmungsrecht, sondern fühlte sich durch die Art des andern tyrannisiert und durch seine stets zu gewärtigenden Ausbrüche zu steter Vorsicht und Selbsteinschränkung gemahnt.

Es sollte aber am selben Abend in Brunnen noch schlimmer kommen. Beim Nachtisch fragte Ott Widmann nach seinem neuesten Schaffen. Als dieser ein Gedicht vorlas, erklärte jener,

das sei patriotischer Sch...., und verlangte von ihm, dass er es selbst als Dreck erkläre. Widmann weigerte sich, in dem vollen Bewusstsein, dass das Gedicht nicht übel sei, worauf Ott ein fürchterliches Geschrei erhob, ein Messer ergriff und sich auf ihn stürzte. Der so plötzlich Überfallene war so perplex, dass er sich gar nicht zur Wehr setzte. Auf einmal aber schleuderte Ott das Messer weit weg, warf sich ihm an den Hals, versicherte ihm ein über das andere Mal: „Du bischt en liebe Fründ und ich en schlechte Hund!" und war den ganzen Abend vollends der liebenswürdigste Mensch und der geistreichste Plauderer. Auch die übrigen zwei Tage der Reise wurden durch nichts mehr getrübt, so dass Widmann doch mit einem, freilich etwas schwankenden Glücksgefühl nach Hause kam. Vor seiner Abreise hatte Ott noch eine kleine Posse mit ihm aufgeführt, indem er ihn seinen Patienten als „den berühmten Spezialisten für Augen und Ohren" vorstellte.

Ott hatte den Besuch als Erlösung aus geistiger Vereinsamung, als einen rechten Feiertag empfunden: „Ihr Besuch war uns ein rechter Feiertag. Einen Mann kennen zu lernen, dessen Wesen so ganz mit seinen Werken übereinstimmt, ist in unserer unharmonischen Zeit, wo der Mensch so oft vom Künstler gedeckt und entschuldigt werden muss, ein doppelter Genuss. Ja, die Alten in ihrer idealen Naivität haben auch hier recht: Der gute Dichter muss auch ein guter und ganzer Mensch sein. Darin liegt das Geheimnis jeder tiefen und echten Kunstwirkung. Ich werde nun Ihre Werke mit erhöhtem Interesse lesen, da, was ich vorfühlte, nun zur sichtbaren Überzeugung geworden ist, nämlich die Erfüllung jener klassischen Forderung in Ihnen. Seit Sie fort sind, fühle ich meine geistige Vereinsamung doppelt, und es friert mich wie etwa einen Mondbewohner, der von einem kurzen Besuch auf der sonnigen Erde wieder in seine kalte Mondheimat zurückkehrt. — Wir suchen uns über Ihr Fernsein zu trösten, indem wir viel von Ihnen sprechen, ich besonders noch, indem ich Ihnen schreibe." Und Widmann schrieb: „Ich habe zu Hause viel von Ihnen erzählt und auch schon Brahms auf Sie vorbereitet für den Fall, dass er die Carlotta besucht. *Sie sind ein Mann voll Geist und Feuer.* Nun sorgen

Sie nur, dass die alle Augenblicke so blank und blitzend aus der Scheide fahrende Klinge nicht die Scheide zerstöre! Und darum gehen Sie recht bald in dieses irdische Elysium am Comersee! Und ruhen Sie dort wirklich; verlieren Sie sich oft, wie Tasso, in die dunkelsten, einsamsten Laubgänge des Parks!" Gegenseitiger freudiger Genuss des dichterischen Schaffens des andern erhöhte noch das starke Gefühl der Zusammengehörigkeit, das beide Dichter gleichermaßen erfasst hatte. Widmann fand einen Frühlingshymnus, den Ott gesandt, „außerordentlich schön, wundervoll warm, herzensfrisch", nahm ihn für den *Bund* in Beschlag und dankte sehr „für diesen Schmuck unseres Blattes". — —

Jeder der beiden Männer liebte im andern sein Gegenbild als Mensch wie als Dichter, schätzte im andern besonders das, was dem eigenen Wesen fehlte, wenn auch in Stunden des Unmuts oder Zorns sie sich das als Schwächen vorhielten, was sie gegenüber dem eigenen Wesen im Innersten doch auch wieder als Vorzug empfanden. Widmann liebte das Temperamentvolle, Offenherzige, Unmittelbare, Leben- und Geistsprühende, die für alles Große begeisterte Feuerseele im *Menschen* Ott, und er bewunderte den elementar schaffenden *Dichter* von kraftvoller Ursprünglichkeit. Ott aber, im Gefühl des Tumultes seines eigenen Innern, liebte das Abgeklärte, Ruhige, fast weiblich Zarte, Anschmiegsame, Feinempfindende im *Menschen* Widmann und schätzte die sichere Überlegung, den feinen Geist, die anmutige Grazie und den Wohllaut der Sprache des *Künstlers*. Der freundschaftliche Verkehr war für Ott wohl eine ungetrübtere Freude, als für Widmann. Wenn sie beieinander saßen, hänselte Ott nach seiner Art gerne in witziger, aber derber, manchmal ungeschlachter Weise, und Widmann wusste dann zur Freude Otts schlagfertig und scharf zu entgegnen; aber dabei war ihm im Innern unbehaglich, seine zarte, empfindsame, fast ängstliche Seele fühlte sich nicht wohl bei solchem Zyklopenkampf. Und auch im schriftlichen Verkehr zuckte Widmann unter manchem Wort des Freundes zusammen, wie unter einem Peitschenhieb. Weil er den Freund liebte und bewunderte, ertrug er ihn und seine ungebärdige Art, bis es zweimal zur Katastrophe gekommen war. Dass er ihn so lange

ertrug in Opferwilligkeit und Geduld, ist aller Ehren wert; dass er es nicht länger tat, ist bedauerlich vor allem mit Bezug auf Ott, für den er viel wert war, vielleicht auch um Widmanns willen, der im Verkehr mit diesem Freund auch schönste Stunden seines Lebens lebte. Der Briefwechsel der beiden Dichter — leider, was die Ott'schen Briefe anbelangt, nicht in seiner Gesamtheit erhalten — ist ein reizvolles Spiegelbild dieser Freundschaft. Bald uzen und necken sie sich in köstlicher Laune, bald erglühen sie in gegenseitiger schwärmerischer Liebe und Bewunderung, bald reden sie von den höchsten Dingen, von denen zwei bedeutende Menschen miteinander reden können, ein paarmal auch gibt's Blitz und Donner; immer aber sind die Briefe und Karten geistreich und interessant. — —

Im Nachfolgenden seien einige Beispiele von Otts selbstkritischen Analysen des eigenen Dichtertums abgedruckt:

Rasch und unvermittelt kam, wie immer, bei dem bald himmelhoch jauchzenden, schaffensfreudigen, bald zum Tode betrübten, schaffensunlustigen Dichter der Umschlag: „Seit einigen Monaten", klagte er Neukomm am 7. Dezember 1888, „hält mich ein melancholischer Skeptizismus zu Boden, der mir jede Freude raubt und mir namentlich meine eigenen Produkte zu Zeiten ganz verhasst macht. Mein Gehirn ist schwarz angestrichen und riecht nach Farbe, und jede Schaffenslust fehlt. *Rosamunde*, von der ich ein gut Teil in der ersten Glut für den Stoff niederschrieb, stockt seit langem. Wie eine Hexe, die durchs Kamin ausfahren will, aber mit halbem Leib stecken bleibt, zeigt sie nur den Kopf und die Arme, und diese scheinen mir in meiner Schwarzseherei sehr rußig. Wie lang sie so eingeklemmt bleibt — wer weiß es? — Genug, ich lass sie zappeln, bis sie sich selbst entwickelt oder zugrunde geht." In dieser Stimmung beschäftigte er sich wieder mit medizinischer Literatur und las daneben mit hoher Bewunderung die Werke Bacons von Verulam, ohne aber dadurch die Beruhigung zu finden, die er suchte. Alles regte ihn furchtbar auf. „In höchster Aufregung schreibe ich. Soeben sagt mir ein Buchhändler, es sei ein neues Drama *Agnes Bernauer* erschienen. Ich habe die Empfindung, als wäre ein Ochse in meinem Blumengarten herumgetreten und hätte alle Knospen abge-

fressen, im Glauben, sie wären Klee!" Freundestrost richtete ihn zwischenhinein wieder auf. Nach der Lektüre von Martin Greifs *Konradin* drängte es ihn, seinen eigenen in die Welt zu schicken; mit Genugtuung stellte er an Wildenbruchs *Harold*, der seiner Zeit den Schillerpreis erhalten hatte, fest, dass er einen Herzfehler habe: „eine Lebensversicherungsgesellschaft würde ihn nicht aufnehmen". Ja, die Zuversicht des Freundes geht einen Augenblick auf ihn über: „Ihre Zuversicht geht auf mich über, und ich spüre wieder Schaffenslust." Es wurde denn auch, freilich ohne Begeisterung, der 1. Akt der *Rosamunde* zu Ende geführt: „In düsterer, selbstvertrauensloser Stimmung habe ich den ersten Akt der *Rosamunde* zu Ende gebracht und niedergeschrieben. Diese Gestalten stehen mir ganz fremdartig gegenüber. Sie sind ohne Begeisterung erzeugt und werden darum auch niemanden erwärmen. Das Stück bleibt Rumpf. Meine Produktivität wird erst wieder durch ein bedeutendes, erhebendes Lebensereignis zu rechter Fülle erweckt werden, das fühle ich. Ein solches wäre eine Reise nach Meiningen in Ihrer Gesellschaft und eine warme Aufnahme der *Agnes Bernauer* von Seite des Publikums. Bis dann lass' ich die Hand von der Feder, ich würde nur Bretter bohren." In grimmigem Behagen schneidet er sich mit dem kritischen Messer ins eigene Fleisch: „An dramatischen Momenten fehlt es nicht, aber sie sind durch allzu weitschweifende Rhetorik und Lyrik erstickt. Das Verlassen des dramatischen Jambus hat sich gerächt. Die Verwendung freier Rhythmen mit Stabreimen mag zur Zeichnung einer allgemeinen Zeitstimmung, der fessellosen Leidenschaften und Gefühle der germanischen Wanderzeit geeignet sein; aber diese Form ist ein Feind der Plastik und straffer Handlung, weil sie immer über sich hinaus ins Maßlose drängt. — Die Klagen Kunimunds sind offenbar zu maßlos. Unwillkürlich hat sich darin meine eigene melancholische Stimmung ausgetönt, zum Nachteil der Handlung." Als die Kritik des Freundes in der Hauptsache mit seiner eigenen übereinstimmte, glaubte er von der „Hexe" Rosamunde für immer frei zu sein: „Ihr Urteil über *Rosamunde* trifft in allen Stücken mit meiner Selbstkritik zusammen, und dieser Einklang wirkt erlösend. — —

Nun folgt die Schilderung der Uraufführung von Otts Drama *Agnes Bernauer* in Meiningen. Der Besuch einer Meininger-Aufführung in Basel hatte in Ott das Bewusstsein seiner theatralischen Sendung erweckt; er widmete die *Agnes* dem Herzog Georg von Meiningen, der das Stück mit seiner Truppe zur Darstellung brachte (17. März 1889).

Ott hat soeben die Einladung erhalten, zur Erstaufführung zu erscheinen, und befindet sich in einiger Aufregung, bis die Würfel gefallen sind.

— — Es waren ungemütliche Tage im Doktorhause zu Luzern, diese Tage des Hangens und Bangens; die Patienten bekamen sie zu spüren, bis in die Kinderschar pflanzte sich die Erregung fort. Nur die Frau bewahrte ihre goldene Ruhe. Endlich war der Tag der Abreise gekommen. Freund Neukomm hatte dem Dichter schon vor längerer Zeit treffliche, auf genauester Kenntnis seines Charakters beruhende Ermahnungen und Warnungen erteilt: „Die Herren Chronegk und Genossen werden dir mit liebevollem Eingehen in die Schwächen des Stücks (solche werden ja auch zum Vorschein kommen, wenn es in lebendige Aktion tritt) genügend an die Hand gehen. Leiste ihrer Sachkenntnis ein willig Ohr, bleibe artig, werde nicht grob, nicht giftig! Dann wird alles seinen guten Gang gehen. Unterdrücke die Eitelkeit! Sie ist dein größter Feind, obschon du glaubst, von ihr frei zu sein, du Eitelster der Eiteln, sie nicht gewahr wirst, weil sie dir nicht in vulgärer Gestalt zu nahen wagt. Vergiss auch keinen Augenblick, dass der Herzog auf die einem Landammann gebührende Ehrfurcht Anspruch macht! Mit allfälligen Extravaganzen in der Courtoisie der edlen Frau gegenüber zurückzuhalten, dich von der Leidenschaft nicht hinreißen zu lassen, es bei der Kongenialität bewenden, dieselbe nicht in eine allzuweitgehende gefährliche Sympathie ausarten zu lassen — davor brauche ich dich Erfahrenen nicht zu warnen. Exempla et nomina sunt odiosa. Sei klug, alter Knabe! Verdirb dir den Spaß nicht!“ Zu seinem Schaden vergaß Ott manches davon in seinem späteren Verkehr mit Meiningen, nachdem er sich in der ersten Zeit etwas zusammengenommen hatte.

Am 10. März wurde die Reise angetreten. Zunächst holte er sich in Schaffhausen Mut und Zuversicht und den Rat seines „Seelsorgers“; dann ging's nach Stuttgart, um sich am Wiedersehen mit alten Freunden aus der Studienzeit und mit seinem

Lieblingslehrer Frauer zu erquicken, und schließlich über Würzburg, wo er sich ebenfalls einen Tag aufhielt, nach Meiningen. Am 14. März kam er hier an, aufs liebenswürdigste aufgenommen: „Gestern überraschender Empfang mit Hofkutsche und Hofmarschall am Bahnhof; von Herzog und Gemahlin herzlich empfangen; bewohne zwei Prachtzimmer mit eigener Bedienung. Gestern Abend gemütlichste Unterhaltung im engen Kreis bis 1 Uhr morgens. Der Herzog ist ein edler, wahrhaft menschenfreundlicher Herr und seine Frau ihm an Gemüt ebenbürtig. Ich erwachte diesen Morgen aus einem schönen Traum, und siehe, er war Wirklichkeit! Alle Märchen der Kindheit umgaukeln mich, indes um das Schloss der Nordwind die Schneeflocken durcheinanderwirbelt, die mir wie liebliche Schmetterlinge erscheinen. Lieber Freund, ich bin ganz gerührt, und wenn ich hier länger bleibe, so kann mein Republikanertum wankend werden. — Heute erste Probe der *Agnes*. Letzte und vorletzte Szene müssen, um die Wirkung des ganzen Stückes nicht abzuschwächen, in *eine* vereinigt werden. *Sie* hatten ganz das richtige Gefühl. Wie lässt sich aber Ernst nach Straubing an die Leiche führen? Bitte, melden Sie mir umgehend Ihre Idee darüber! „Die Geister erwachen, es ist eine Lust, zu leben!" — Eifrig nahm der Dichter an den Proben teil, und schon dieses erstemal zeigte sich, wie gefährlich bei dem jeden Augenblick ausbrechenden Temperament des Dichters seine Anwesenheit bei Proben seiner Stücke war: „Abends von 4 bis 11 Uhr anhaltend in der Probe. — Man muss die ersten Spieler mit glacés angreifen, sonst verderben sie absichtlich das Stück. Mein vieles Hineinreden während der Probe hat den Herzog, der das Stück *persönlich* inszeniert hatte, offenbar etwas verstimmt; denn er war beim Nachtessen etwas weniger freundlich, als sonst. Aber ich ward ja herberufen, mich zu äußern, und so tat ich es." Bei späteren Aufführungen seiner Werke an andern Orten führte die Anwesenheit des Dichters geradezu zu Konflikten, ja zu Katastrophen, und da ihn dies ungeheuer aufregte und er selbst einsah, dass er sich und der Aufführung nur schadete, überließ er mit der Zeit dem Freunde die Stellvertretung.

Der Tag der Aufführung, der 17. März, war gekommen.

Der Theaterzettel zeigte die Besetzung der Rollen mit den ersten Kräften des Meininger Ensembles: Amanda Lindner spielte die Agnes, Wilhelm Arndt den Albrecht, Leopold Teller den Herzog Ernst, Karl Weiser den Pienzenau, Paul Richard den alten Bernauer. Die Vorstellung dauerte vier Stunden. Das Publikum nahm das Stück sehr gut auf, die Lokalkritik verhielt sich halb tadelnd, halb anerkennend. Der Dichter selbst war enthusiasmiert. Telegramme an die Frau und an Freunde meldeten: „Tiefe Wirkung. Herzog und viele weinten." Aus tiefster Erregung entsprungene Briefe folgten nach: „Mein liebes Ännchen! O wenn du doch neben mir gesessen wärest gestern im Theater, mir die Freude tragen zu helfen, die mich schier überwältigte! Das Theater war so gedrückt voll, dass eine Unzahl Leute keine Plätze mehr finden konnten. Ich saß in der Hofloge am Ehrenplatz, mitten unter den Edelleuten, Hofmarschällen, Flügeladjutanten und Kammerherren, die in dem Stück so übel wegkommen und deswegen nicht sehr erbaut davon zu sein schienen, sich aber doch höchst anständig gegen mich benahmen. — Die Hauptrollen waren in besten Händen und wurden mit Begeisterung gespielt. — Agnes, ein wahrhaft engelschönes und reines Wesen, war weit über meine Erwartung in der ersten Probe, von wundervollem Duft und zartestem Ausdruck in Sprache und Erscheinung, eine Idealagnes, wie ich sie mir kaum gedacht. Nur in der Schloßhofszene wollte sie ihre Sache zu gut machen und weinte zuviel — wirkliche Tränen — sie spielte nicht, sie erlebte und konnte zuletzt gar nicht mehr sprechen. Einzig war sie, wie sie im ersten Akt leise hereintritt und dem Kinde vorbetet, dann in der Waldszene, im Kerker und als Leiche im letzten Akt. Bei der Krönung trug sie die Krone und das perlen- und diamantenbesetzte, weißatlassene Schleppgewand mit einer bescheidenen Hoheit, die laute Bewunderung erregte. Doch genug von ihr! Gerne werde ich von meiner Theaterprinzessin zurückkehren zu meinem lieben Ännchen, das mich zu meiner Dichtung begeisterte und das ich immer vor mir sah, als ich sie schrieb. Morgen mehr. Ich bin so erregt, dass mir die Feder zittert. Ich küsse dich Gute und die lieben Kleinen.

Dein A. O. — —"

Die Erregung zitterte lange in ihm nach, und immer wieder tauchte das Bild der Aufführung vor ihm auf. Schon auf der Heimreise begriffen, schilderte er sie noch eingehender auch dem Schaffhauser Freunde in den lebhaftesten Farben: „Die Wirkung war durchschlagend, das darf ich wohl sagen. Gleich nach dem ersten Akt wurde nach mir gerufen, ich verkroch mich aber und erschien nicht. So unterblieb ferner der Hervorruf meiner Person und wandte sich auf die unvergleichlichen Akteurs, die ihn auch viel mehr als ich verdienten. Agnes war von wahrhaft himmlischer Schönheit und Zärte, namentlich beim ersten Erscheinen, dann im Wald. Bei der Krönung von einer bescheidenen Majestät, die alles hinriss. Im Kerker am rührendsten. Schon hier schluchzten viele, und am Endakt, der in seiner Zusammenziehung von so überwältigender Wirkung ist, dass ich mich selbst nicht mehr fand, hörte man durchs ganze Theater schluchzen. Der Herzog, der rauh ist, wie ein Krieger, und tief gemütvoll, wie ein Kind, weinte wie ein solches. Eine echte Germanennatur. O Glück, wie trag ich dich? Albrecht war von so leidenschaftlicher Gewalt, dass er sich beim Sturz an die Bahre das linke Auge — jedoch nicht schwer — verletzte. Die Tränen standen ihm darum wirklich in den Augen. Beim Hinausgehen hörte ich um mich her die Leute sagen: Wunderschön, aber traurig, traurig! Frau von Heldburg und Herzog versicherten mir, ähnliche Ergriffenheit sehe man nur bei Aufführung der *Jungfrau von Orleans*. Die Szenerie und Gruppierung, die Herzog persönlich mit größter Mühe mit Frau geleitet, war so sorgfältig und großartig, wie bei Aufführungen von Klassikern. — — Lokalkritik verhält sich halb tadelnd, halb anerkennend. Habe dem Rezensenten gedankt, um für Zukunft zu sorgen. Herzog war entrüstet darüber." — —

SCHAFFHAUSEN EDUARD HAUG

⊠ ⊠ ⊠

DAS ENERGIEPROBLEM BEI BALZAC

Das Bewusstsein übergewaltiger Kräfte, die schmerzhaft und zugleich beseligend in seinem Innern drängen, ist die Form, in der Balzac schon als Knabe seiner schöpferischen Bestimmung